

Heimatsprachen

Frühjahr 1941, es ist Krieg, und der Krieg spielt noch mit seinen Opfern, muntert sie auf mit Siegesignalen, gibt ihnen Hoffnung auf ein baldiges Ende. Aber die Schatten über dem Alltag werden dunkler, Unmenschlichkeit breitet sich aus, eine schleichende Epidemie. In einem Dorf im Markgräflerland treibt eine junge Frau schlecht und recht ein Gemüselädchen um; abends hilft ihr ein kriegsgefangener Pole, Stasiak Zasada, der sie liebt, ohne sich das zunächst einzugestehen: »Eine Liebe in Deutschland«. Rolf Hochhuth hat sie geschildert in einem Roman¹, der Aufsehen erregte, ja der einen politischen Skandal auslöste, welcher die Erzählung selbst ganz in den Hintergrund treten ließ.

Die in dem Roman beschriebenen Vorgänge spielten sich ab in Brombach - der Zufall will es, daß dieser Ort schon vor fast zwei Jahrhunderten in die Literatur einging: eines der schönsten deutschen Mundartgedichte, Johann Peter Hebels »Die Vergänglichkeit«, ist ein poetisches »Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach, in der Nacht«. Rolf Hochhuth erwähnt dies in den ersten Sätzen seines Romans, aber nur, um sich rasch loszusagen vom Dialekt - er lehnt, da ihm diese südliche deutsche Mundart fremd ist, mit Recht die hochstaplerische Verkleidung ab, und er weigert sich, sein gründlich recherchiertes Buch gewissermaßen wie ein Tonbandprotokoll niederzuschreiben. Er deutet aber doch an, wie die junge Frau - im Laden und auch in sonstigen Unterhaltungen - den Dialekt verwendet, wie sie aber im Gespräch mit dem jungen Polen merkt, daß er sie in dieser Sprache leicht mißverstehet oder auch gar nicht versteht, weil er im Gymnasium zu Lodz zwar etwas Deutsch, aber nicht Alemannisch gelernt hat. Die junge Frau vermag sich trotzdem nicht schnell und nicht eindeutig von ihrer Heimatsprache abzusetzen; in der Erregung über einen Sachverhalt, in der Verwirrung ihres Gefühls fällt sie immer wieder in die Mundart. Aber die sich entwickelnde soziale Konstellation drückt sich auch sprachlich aus: Die Liebe zu dem jungen Polen isoliert die Frau von der ängstlichen Nachbarschaft; was an heimatlichen Bezügen vorhanden war, geht mehr und mehr verloren. Gleichzeitig aber entsteht in der Unbedingtheit gegenseitiger Zuwendung etwas wie neue Heimatlichkeit. Die Situation ist beklemmend, der tödliche Ausgang vorgezeichnet; im Dorf und in der Umgebung üben biedere Schergen ihr trauriges Handwerk. Heimatsprache? Nein, für den Leser ist es bald nicht mehr der Dialekt, dem Hebel so viel Melodie und Bildkraft abgewann - wenn hier überhaupt von Heimatsprache die Rede sein kann, dann ist es jenes stammelnde Deutsch eines bedrängten, schmerzhaften Einvernehmens, der sprachliche Ausdruck des Versuchs, sich aus den Fesseln der Vorurteile zu lösen und in einer feindseligen Welt ein Stück Menschlichkeit durchzuhalten.

Heimatsprache - der Singular reicht nicht aus. Und was den Plural anlangt, so genügt es nicht, unter Heimatsprachen nur das friedliche Nebeneinander verschiedener Dialekte zu verstehen. Heimatsprache ist die Sprache, die einem Menschen Übereinstimmung mit

1 Eine Liebe in Deutschland. Rowohlt 1978.

sich und mit andern vermittelt, es ist die Sprache der Identität, und es hängt von den Linien des Schicksals ab, welche Sprache oder Sprachform als heimatlich empfunden werden kann.

Gewiß kann eingewandt werden, daß hier mit einem sehr extremen Beispiel operiert werde: für die Mehrzahl der Leute gelte ja doch die fraglose Übereinstimmung mit ihrem On und ihrem Dialekt, und anderes sei zu vernachlässigen: solche vereinzelt Abweichungen taugen für die Belletristik, aber nicht für die Alltagsorientierung. Der Einwand ist schon deshalb bedenklich, weil er sich der Gewalt statistischer Reglementierung unterwirft: nur was dem Durchschnitt entspricht, wird akzeptiert, das andere kann man vergessen. Aber selbst wenn man diese fragwürdige Orientierung an statistischen Mehrheiten akzeptierte - selbst dann lassen sich Gründe und Daten beibringen, die zumindest die Selbstverständlichkeit der Gleichsetzung von Dialekten und Heimatsprachen in Frage stellen.

In den letzten Jahren kamen Tausende von Spätaussiedlern, vor allem aus Polen, in die Bundesrepublik. Eine Tübinger Studentin, die selbst an der Sprachausbildung dieser Umsiedler beteiligt ist, hat die Heimatvorstellungen und die Integrationsprobleme dieser Gruppe einmal genauer untersucht². Dabei kam eine Fülle von Identitätsschwierigkeiten, ja Identitätskrisen zum Vorschein. Die Frauen erzählen: Vom Lager aus, später von ihren abseits gelegenen Neubausiedlungen fuhren sie in die Stadt zum Einkaufen. Sie kleideten sich - hilflos zunächst, dann etwas gewandter - nach der Mode, um nicht aufzufallen. Trotzdem wurden sie immer wieder gefragt: Nicht wahr, Sie kommen auch aus Polen? Das war nicht negativ gemeint; oft war es bei jenen belanglosen Kontaktgesprächen in den Geschäften, bei denen die Inhalte an sich relativ gleichgültig sind. Aber die Frauen erinnerte diese Bemerkung an ihre Zwischenstellung, an die Tatsache, daß sie weder dort noch hier zuhause sind. Sie wunderten sich, woran man sie erkannte. Eines Tages hörten sie, daß man sie an ihren Zähnen identifiziert hatte, an den auffallenden Silberzähnen, die man ihnen in Polen eingesetzt hatte. In der Folge begann ein Run zum Zahnarzt. Die Frauen ließen sich neue Porzellanzähne einsetzen. Aber schon vorher zogen sie die Konsequenz: sie hielten in der Stadt den Mund geschlossen, soweit dies möglich war - es ging keinen was an.

Man kann diese Abwehrgeste symbolisch nehmen: Sie reden wenig bis nichts; ihre Sprache würde sie verraten, ja sie sind selber uneins mit ihrer Sprache. Was ist ihre Heimatsprache? Polnisch, das sie zum Teil erst in der Schule gelernt haben? Die deutsche Umgangssprache, wie sie in der einen oder anderen Form in ihren Familien noch üblich war? Der Dialekt, die Alltagssprache ihrer neuen Umgebung, ist es jedenfalls nicht. Er erscheint ihnen geradezu als eine Sprache der Selbstgerechtigkeit. Im Sprachlichen spiegelt sich die Problematik der Forderung nach Integration: sie drängt auf Anpassung, auf Einfügung ins schon Bestehende, ja auf Unterwerfung - während ja doch denkbar wäre, daß in einer gleichrangigen Auseinandersetzung etwas Neues entstünde. Sprachlosigkeit, Unsicherheit, Rückzug - das ist die Antwort. Heimatsprache, so drückte es einer der Umsiedler aus, »ist die Sprache, in der ich am besten meine Gefühle und Gedanken

2 Susanne RÖH: Heimatvorstellungen bei Spätaussiedlern und daraus resultierende Integrationsprobleme. Mschr. Tübingen 1980.

ausdrücken kann«³. Heimatsprache - das ist also keine feste Bezugsgröße, die sich mit grammatischen Mitteln oder mit der Landkarte allein beschreiben ließe. Es ist ein Funktionswert, der sich verändern kann.

Freilich, auch die Zahl der Spätaussiedler ist klein. Aber ihre Existenz könnte und sollte uns an die >Frühaussiedler< erinnern, an die Millionen von Flüchtlingen, Umsiedlern, Heimatvertriebenen, die nach dem letzten Krieg in diese Landstriche kamen. Wir alle haben uns daran gewöhnt, mit vordergründigen wirtschaftlichen Maßstäben zu messen, und so stellen wir fest: die Eingliederung ist geglückt. Wer überhaupt noch von Flüchtlingen redet, scheint den Zug verpaßt zu haben. Aber da sind Hypotheken, die kein Lastenausgleich abzutragen vermochte, und auch hier zeigen sich bei näherem Zusehen Verwerfungen, die man nicht einfach ignorieren sollte. In den fünfziger

Jahren wurde ich auf eine donauschwäbische Familie aufmerksam, die in wochenlanger Arbeit aus Stroh kunstvolle Ernteglocken zusammenfügte, um sie der Kirche für das Erntedankfest zur Verfügung zu stellen. Ich unterhielt mich mit den Leuten über die aus dem Banat mitgebrachte Kunstfertigkeit. Dabei stellte sich heraus, daß die Komposition des Stohgeflechts nicht nach einem strikten Plan, sondern nach Gefühl vorgenommen wurde. Die Details, so sagten die Donauschwaben, seien nicht so wichtig. Wichtig seien dagegen die an der Ernteglocke flatternden rot-weiß-grünen Papierbänder - sie dürfe man nicht verändern, denn dies seien die ungarischen Nationalfarben. Diese Donauschwaben fühlten sich durchaus als Deutsche. Aber in der Erinnerung gewann das ungarische Emblem heimatliche Qualitäten; die Flaggenfarben wurden zum Symbol der verlorenen Heimat. Dem entspricht es, daß sich die Einheimischen in der Anfangszeit immer wieder darüber beklagten, daß sich die Flüchtlinge nicht nur in schwerverständlichen Dialekten, sondern in völlig unverständlichen Fremdsprachen unterhielten. In der Tat: das kam vor, und es kommt vereinzelt sogar heute noch vor. Die Donauschwaben hatten in ihren Dörfern eigene deutsche Mundarten, und ihre pfälzisch-schwäbischen Dialekte waren von der Sprache ihrer Aufnahmegebiete meist gar nicht sehr weit entfernt. Aber eben deshalb signalisierte die fremde Nationalsprache des Herkunftslandes das nur ihnen Eigene, das gemeinsam Verlorene - es nahm bis zu einem gewissen Grad den Charakter einer Heimatsprache an.

Gewiß, auch dieses Problem gehört im großen und ganzen der Vergangenheit an. Aber wo der Dialekt, ein bestimmter Dialekt, als Heimatsprache mit flächendeckendem Anspruch betrachtet wird, da ist an die zu erinnern, die mit anderen Dialekten und anderen Sprachen aufgewachsen sind und die auf ihren Wanderungen oft noch zusätzlich mit wieder anderen Dialekten und Sprachen konfrontiert waren.

Aber auch ein ganz aktuelles Beispiel läßt sich anführen, das die Fixierung auf eine einzige gesicherte Heimatsprache problematisch erscheinen läßt: die ausländischen Arbeiter in der Bundesrepublik Deutschland. Viele, die meisten vielleicht, beruhigen sich bei dem Gedanken, daß diese ausländischen Arbeitskräfte ja nur zu Gast sind, daß es sich nur um ein wirtschaftlich bestimmtes Intermezzo handelt, dem dann die Rückkehr folgt. Aber bei vielen Arbeitsemigranten bemißt sich die Zeit des Intermezzos inzwischen nach Jahrzehnten. Sie stehen zwischen zwei Kulturen, und zumal die jüngeren sind in ihrer Identität nicht mehr klar zuzuordnen. Im Grimmschen Märchen von der Klugen

Else kommt diese an die Tür ihres eigenen Hauses und fragt nach sich selbst. Der Mann sagt, sie sei schon zu Hause, und sie fragt nun verunsichert: bin ich's oder bin ich's nicht? und in einer siebenbürgischen Variante des Märchens kehrt sie um und macht sich auf den Weg, indem sie sagt: Ich will aber gehen und mich suchen⁴. - Bin ich's oder bin ich's nicht - ein Märchen für Gastarbeiter, angelockt und ausgeschlossen, eingeladen und zurückgewiesen zugleich. Heimatsprache? Schwäbisch, Deutsch, Italienisch, Kalabresisch? Der klare Bezug, der durch das Wort Heimat üblicherweise vermittelt wird, ist zerschlagen in Identitätssplitter, die auch sprachlich ihren getrennten Ausdruck finden.

Allerdings, so wird immer wieder prognostiziert, sollten sie hierbleiben, so werden sie sich auch mit den sprachlichen Verhältnissen abfinden. Ein sehr eindringliches Argument ist das nicht: der Rekurs auf die einebnende Kraft der Jahrzehnte löst die gegenwärtigen Probleme nicht, und es trifft auch keineswegs zu, daß sich die Kinder ausländischer Arbeiter ohne jede Schwierigkeit an den Prinzipien ihrer neuen sprachlichen Umgebung orientierten. Dennoch ist es richtig, daß die Folge der Generationen das Problem relativiert. Zusammen mit anderen kulturellen Mustern übernehmen vor allem die Kinder und Jugendlichen auch sprachliche Eigenheiten, sie nähern sich dem Dialekt der Einheimischen an und wachsen wohl allmählich auch hinein.

Die relative Selbstverständlichkeit dieses Vorgangs kann eine Lehre sein im Hinblick auf das Wesen des Dialekts. Selbst wer sich einbildet, das Phänomen Dialekt nüchtern zu betrachten, unterwirft sich ja doch schon mit der Anwendung mancher Dialektbezeichnungen jener merkwürdigen Ur-Sucht, die alles Liebenswerte bis in die Vorzeit zurückführt. Alemannisch: das wurde zwar erst von Hebel als Dialektbezeichnung wirklich in Kraft gesetzt, aber in Verbindung mit frühgeschichtlichen Assoziationen erweckt sie den Eindruck, es handle sich dabei um eine kontinuierliche Tradition seit Urzeiten. Alemannisch (und das gilt auch für viele andere Dialektbezeichnungen) - das klingt nach einem Erbe, das man sich nicht erschleichen kann, ja das jedem verwehrt ist, der nicht dazu gehört: Man muß dazu geboren und bestimmt sein, oder es bleibt einem verweigert.

Nüchterne Beobachter hatten das schon immer anders gesehen. Willy Hellpach beispielsweise, der Karlsruher Mediziner, Psychologe und Politiker, formulierte eigenwillig: »Blonde Dinarier der Baar meistern alemannische Wortmelodik genau so mühelos wie die alpinen Drallinger der nahen Schwarzwaldtäler oder die tiefschwarzen römischen Abkömmlinge am Bodenseeufer.«⁵ Dies war eine entschiedene Absage an diejenigen, die eine rassische Verankerung des sprachlichen Vermögens unterstellten. Aber auch dort, wo man die vordergründige Zuordnung von Rasse und Dialekt nicht akzeptierte, wurden die Linien oft genug ohne jeden Bruch in die Vergangenheit gezogen. Schon der vielgebrauchte Stammesbegriff - noch in der Weimarer Verfassung ist vom deutschen Volk »einig in seinen Stämmen« die Rede - wies in diese mythisierende Richtung. Stamm "das war vielfach nicht nur ein terminus technicus für schwer definierbare Zusammengehörigkeitsgefühle unterhalb der rein staatlichen Ebene, das Wort Stamm rief vielmehr den Gedanken an Verwurzelung, an ungestörtes Wachstum, Wachstum an ein und derselben Stelle hervor. Die Bevölkerungsumschichtungen der Vergangenheit, die - etwa nach dem Dreißigjährigen Krieg - so radikal wie in der Gegenwart waren, wurden geflissentlich übersehen.

³ Ebd., S. 44.

⁴ Vgl. Max LÜTHIS Artikel »Dummheit«, in: Enzyklopädie des Märchens, 3. Band. Berlin 1980.

Was man heute vor Augen hat und was man mit den Ohren registrieren kann, müßte eigentlich zu einer sachlicheren Auffassung von Sprache und Sprechen beitragen. Heimatsprache speist sich - wie Heimat - nicht aus geheimnisvollen Strömungen des Blutes, sondern aus sozialen Gegebenheiten, aus freundlichen, menschlichen Verhältnissen, aus dem alltäglichen Miteinander, aus Nachbarschaft in einem ebenso schlichten wie emphatischen Sinn.

Wenn von jungen Leuten die Rede ist, dann sollte freilich auch von einer eigenen, sehr spezifischen Form der Nachbarschaft gesprochen werden. Sie entziehen sich ja doch häufig gerade den vorgegebenen Bedingungen und suchen eigene Beziehungen und eine eigene Bestätigung in der Gruppe, organisiert oder unorganisiert, jedenfalls im dichten Zusammenschluß Gleichaltriger. Dabei kommt es zu Gruppensprachen, die zwar im allgemeinen dialektal gefärbt sind, die aber schon aufgrund ihrer Slang-Ausdrücke der überregionalen Sprache näher stehen als dem Dialekt. Auch dies kann gewissermaßen Heimatsprache sein - sprachlicher Ausdruck ausgeprägter Identifikation und Gemeinsamkeit. Solche Gruppensprachen, die im einzelnen sehr unterschiedlich sind, können hier nicht näher charakterisiert werden. Der Hinweis mag genügen, daß auch solche Phänomene die Bewertung des Dialekts in eine neue Perspektive rücken - im Zusammenhang damit aber auch die Bewertung der Einheitssprache.

Einheitssprache - das klingt nach Monotonie, nach bürokratischer Egalisierung, nach Begradigung alles Eigenwilligen und Eigenwüchsigen durch eine mächtige Zentrale. Dies ist gewiß nicht nur eine Chimäre. Vieles von dem, was man die Renaissance der Dialekte nennt (und was oft viel eher eine Renaissance der Aufmerksamkeit auf Dialekte ist), hängt mit dem Widerstand gegen diese schiefe und letztlich feindliche Neutralität von Sprache zusammen. Dialekt überläßt das Gelände nicht der Versteppung; Dialekt will gerade nicht einheitlich sein; Dialekt pocht auf eigene Wege, auf Abweichungen und Sonderrechte. Aber gerade unter dem Aspekt der Heimatsprachen stellt sich auch hinsichtlich der Einheitssprache manches komplizierter dar. Der Dialekt war in bestimmten, heute weithin überholten Verhältnissen ein völlig zureichendes Ausdrucks- und Verständigungsmittel. Aber er war und ist definiert durch seine Beziehung zu einer übergreifenden Sprache - gleichgültig, ob diese als Einheitssprache, Hochsprache o. ä. bezeichnet wird. Und der Dialekt lebt aus dem Zusammenhang mit dieser übergreifenden Sprache, wie diese - in der Literatur von Walser bis Lenz, von Härtung bis Grass, von Harig bis Kroetz ist dies ganz deutlich! - sich aus ihrer Verbindung mit den Dialekten immer wieder revitalisiert.

Der wechselseitige Zusammenhang zwischen Einheitssprache und Dialekt, der nicht nur theoretisch postuliert wird, sondern der sich heute in nahezu allen sozialen und kulturellen Bereichen empirisch feststellen läßt, erledigt die scheinbar simple Frage: Einheitssprache oder Dialekt? Sie ist falsch gestellt. Diese falsche, verkürzte Fragestellung wurde in den letzten Jahren in der Pädagogik und an ihren Rändern immer wieder umkreist. Ein skandinavisches Märchen erzählt von einem Zwerg, der ein normal gewachsenes Mädchen heiratete. Als er sich neben sie ins Bett legte, überragte ihn ihr Kopf. »Stimmt nicht! zu lang!«, sagte der Zwerg, sprang aus dem Bett, und zog sie an den

Füßen nach unten. Aber als er wieder zu ihr ins Bett kroch, lagen die Füße nicht nebeneinander. »Stimmt nicht! zu lang!«, sagte der Zwerg und zerrte sie an den Haaren wieder nach oben - und mit diesem grausamen Spiel verbrachte er die ganze Nacht. Ein wenig so ist es in den letzten Jahren unseren Schülern ergangen: viele, die meisten waren mit dem Dialekt aufgewachsen, waren mit dieser Sprachform am besten vertraut, als sie in die Schule kamen. »Zu kurz«, sagten die Lehrer und zerrten sie in die Höhen der Einheitssprache. Aber wurden sie damit nicht ihrer Herkunft entfremdet? »Zu kurz«, sagten manche Pädagogen und zerrten sie zurück: Mundart war in. Aber reichte das aus, durfte das sein? »Zu kurz«, sagten die Behörden und verfügten, daß lautreines Hochdeutsch ein Ziel des Deutschunterrichts sei. Die Geschichte ließe sich fortsetzen, und man sollte nicht unterschätzen, wieviel sprachliche Sicherheit und manchmal auch Selbstsicherheit bei diesen wechselnden Prozeduren auf der Strecke blieb.

Die rigorose und schockartige Verpflichtung von dialektsprechenden Kindern auf die Hochsprache ist ganz sicher falsch - sie kann nur Brüche verursachen. Im großen und ganzen hat sich die Diskussion denn auch bei der Auffassung eingependelt, man solle vom Dialekt als der eigentlichen Muttersprache ausgehen, solle diesen auch erhalten und bewahren, gleichzeitig aber zur Fähigkeit hochsprachlicher Ausdrucksweise in Wort und Schrift hinführen. Das klingt einleuchtend. Die Schwierigkeiten zeigen sich in der Praxis: einmal darin, daß in unseren mobilen und gemischten Verhältnissen keineswegs alle Kinder die gleichen dialektalen Voraussetzungen mitbringen - das Schlagwort von der »muttersprachlichen Mehrsprachigkeit« zerbröckelt, wo die Basissprache ein griechischer oder türkischer Dialekt, die Zielsprache das Hochdeutsche ist. Zum andern muß auch für einheimische Kinder nach wie vor die kritische Frage von Ulrich Ammon diskutiert werden, ob die These von der »muttersprachlichen Mehrsprachigkeit« nicht »sprachliche Unterlegenheit« stabilisiere, anstatt »zusätzlichen sprachlichen Reichtum« zu erschließen⁶. In der Tat ist der vorgebliche Königsweg sprachlichen Lernens von der Mundart zur Hochsprache in der Sprachdidaktik ja kaum irgendwo gebahnt, und nicht selten wird den Mundartsprechern nach anfänglichen Bekundungen des Einverständnisses dann doch plötzlich ein Sprung abverlangt, den nur wenige schaffen.

Das Dilemma ist alt. Schon in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts lassen sich entsprechende Gegensätze nachweisen. Einer der Beiträge zu den »Kinder- und Hausmärchen« wandte sich 1813 in einem Brief an Wilhelm Grimm dagegen, »daß Kinder ihren Dialekt gegen die reine deutsche Sprache vertauschen und vornehm sprechen lernen.« Er sehe dies »als eine Art von Raub an dem achtenswerten Volke an«⁷. Dies war die eine Seite, und von dieser romantischen Position führen sicherlich Linien bis zur heutigen Dialektpflege. Aber schon damals steckt möglicherweise in diesem Bekenntnis zum Dialekt auch ein Stück Ideologie. Die Brüder Grimm selbst sprachen in der Vorrede zu ihrer Märchensammlung das Bedauern über die überwiegend schriftsprachliche Fassung der Märchen aus: » Wären wir so glücklich gewesen, sie in einem recht bestimmten Dialekt erzählen zu können, so zweifeln wir nicht, würden sie viel gewonnen haben; es ist hier ein Fall, wo alle erlangte Bildung, Feinheit und Kunst der

6 *Regionaldialekte und Einheitssprache in der Bundesrepublik Deutschland. In: International Journal of the Sociology of Language 21/1979, S. 25-40; vgl. S. 36.*

7 *Brief von Ferdinand Siebert vom 20. Januar 1813. Vgl. Wilhelm SCHOOF: Zur Entstehungsgeschichte der Grimmschen Märchen. Hamburg 1959, S. 84 f.*

5 *Erscheinung und Entstehung des Volkstums. In: Zeitschrift für deutsche Bildung 2/1926, S. 417-433; hier S. 427.*

Sprache zu Schanden wird und wo man fühlt, daß eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem andern sein mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden und nicht mehr fest an den Kern sich schließe.« Dieses Bedauern war gewiß nicht nur vorgeschoben, präntiert - aber man muß sich doch fragen, warum die Grimms eigentlich nicht »so glücklich« waren, die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Märchen »in einem recht bestimmten Dialekt erzählen zu können.« Wahrscheinlich waren schon ihre Gewährsleute größtenteils nicht mehr recht mit dem Dialekt vertraut; darüber hinaus hat es aber auch den Anschein, daß die Bearbeitung der Märchen die Brüder in die Richtung einer besonderen literarischen Ästhetik drängte, für welche die Hochsprache wirksamere Mittel bereitstellte. Es ging ihnen ganz sicher auch um die kulturelle Reichweite, um die künftige Verbreitung des Buches, das ja doch ein nationales Erziehungsbuch werden sollte, und eben dies verbot die Einengung auf den und durch den Dialekt.

Tatsächlich wiesen gute Köpfe damals schon auf die mit dem Dialektgebrauch verbundene Gefahr der Bornierung hin. 1834 veröffentlichte der Jungdeutsche Ludolf Wienbarg eine Schrift mit dem provozierenden Titel: »Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden?« - und noch im Titel selbst gab er seine Antwort: »Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet.« Wienbarg wandte sich gegen das Plattdeutsche, weil es »den größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland ... zu einem Zustand der Unmündigkeit, Roheit und Ideenlosigkeit« verurteile, weil es der Bildung, richtiger Bildung, im Wege stehe. Zwar räumte er ein: »Amtmann, Pfarrer, Bibel, Gesangbuch, Katechismus, Kalender« - also alle verfügbaren Bildungsvehikel - »sprechen hochdeutsch«, und da die Kinder schulpflichtig seien, lernten sie das Hochdeutsche auch verstehen. »Allein, Jedermann weiß«, so fährt er tadelnd fort, »Plattdeutsch bleibt ihr Lebenselement. Das sprechen sie unter sich, zu Hause, im Felde, vor und nach der Predigt. Das kommt ihnen aus dem Herzen, dabei fühlen sie sich wohl und vergewissern sich, daß sie in ihrer eigenen Haut stecken, was ihnen, sobald sie hochdeutschen, sehr problematisch wird.« Wienbargs Folgerung: Platt erscheint als »Schranke alles Strebens und Lebens, als Feindin der Bildung.« Auch hier zeigt sich, sehr viel deutlicher noch, Widersprüchlichkeit: der Dialekt wird gleichzeitig als »Lebenselement« und als »Schranke des Lebens« bezeichnet. Uns fällt heute in diesem Zitat vor allem die rigorose Wendung gegen die häusliche Sprache auf. Aber Wienbarg war kein plumper Zerstörer; er hatte durchaus Verständnis für traditionelle regionale Verhältnisse. Man braucht nur sein »Tagebuch von Helgoland« zu lesen, um zu erkennen, wie er mit der modernen Entwicklung ins Gericht geht: »Selbst der Umgang mit Piraten«, so schreibt er, »wäre den Helgoländern zuzüglicher, als die Vermischung mit den Kurgästen«. Was er anstrebte, war offensichtlich nicht eine Vernichtung regionaler und lokaler Kulturformen, sondern die Erweiterung des Bezugsrahmens: nicht gegen die plattdeutsche Sprache habe er sich gewandt, so präziserte er später, sondern »gegen die lichtlose, dumpfe, faulende Vegetation derselben«. Er wollte die Überwindung der vielen kleinen Vaterländer, zielte auf nationale Einigung, die zwangsläufig auch sprachliche Voraussetzungen und Folgen haben mußte.

8 Das Tagebuch von 1838 liegt in einem Neudruck Frankfurt am Main 1973 vor; vgl. S. 108. 9 Ebd., S. 119.

Die Äußerungen aus dem letzten Jahrhundert dürfen also nicht mit den heutigen Maßstäben gemessen werden. Gleichwohl aber läßt sich an sie die Frage anschließen, ob die oft pathetisch verfochtene Regionalisierung der Kultur nicht auch ihre Negativseiten hat, die man erkennen sollte¹⁰. Jedenfalls bleibt die Forderung sinnvoll, das dialektale Leben nicht abzuschneiden von den Entwicklungen und Domänen der Einheitssprache. Es hat z. B. den Anschein, daß die Dialektprobleme im Elsaß nicht nur eine Folge des oft aggressiven französischen Sprachzentrismus sind, sondern daß sie auch mit den - geschichtlich leicht erklärbaren - Barrieren und Reserven gegenüber der deutschen Hochsprache zusammenhängen. In einem Aufruf, den 63 elsässische Kulturschaffende im Januar 1980 an ihre Abgeordneten gerichtet haben, wird dem Rechnung getragen und »ein offizieller Status für die Regionalsprache in ihren beiden Komponenten« - als Hochdeutsch und Elsässisch - gefordert¹¹. Und selbst in der Schweiz mehrten sich Stimmen, die in der größeren Funktionsbreite der dortigen Dialekte nicht nur einen Vorzug sehen und sich gegen die Abkapselung von der deutschen Hochsprache wenden. Viele, gerade auch junge Schweizer, so drückt es der Schriftsteller Otto Frei aus, igelten sich gewissermaßen in der »Festung der Mundarten« ein, sprächen »ein höchst unzulängliches Deutsch und laufen Gefahr, sich von 80 Millionen Europäern deutscher Zunge abzuschließen und in die Randposition einer Provinz abzugleiten«¹².

Ganz geht diese Feststellung auch nicht an Tendenzen vorbei, die im unangefochtenen geographischen Geltungsbereich des Hochdeutschen zu registrieren sind. Auch hier wird gelegentlich versucht, Mundart zum Allroundkostüm zu stilisieren. Das tut ihr nicht gut. Sie ist damit überfordert, und das selbstgenügsame Pochen auf den Dialekt in allen erdenklichen Situationen liefert diesen nur einem kuriosen Folklorismus aus. Mitunter ist das leicht zu erkennen und zu entlarven. Wenn eine große Stuttgarter Textilfirma inseriert: »Des Kloidle isch aus echtem Zeugle«, dann würgt diese verniedlichende Verballhornung jeden mit der schwäbischen Sprache Vertrauten im Hals: das ist Kommerzschwäbisch, Dialekt als bloßes Demonstrationsobjekt; das präsentiert sich wie die Lederhosen des FC Bayern München, die - als Zitat quasi - auch von norddeutschen und dänischen Spielern getragen werden können: Discountheimat als Kostüm oder Fetisch.

Aber auch dort, wo alles - sprachlich und auch sonst - mit rechten Dingen zugeht, kann die Dauerberufung auf die Region und die regionale Sprache diese in die Nähe lächerlicher Beschränktheit rücken. Der folgende Text ist »Der schwäbische Pendler« überschrieben:

»Frühmorgens, wenn es noch dunkel ist, verläßt der schwäbische Pendler sein stattliches Heim. Er geht durch die sauberen schwäbischen Straßen an frisch geweißten schwäbischen Bäumen entlang dem schmucken schwäbischen Bahnhof zu. Die schwäbischen Bekannten, die er unterwegs trifft, grüßt er aufmunternd mit dem schwäbischen Gruß. Er steigt in den schwäbischen Zug, setzt sich in eine gemütliche schwäbische Ecke und schläft seinen braven schwäbischen Schlaf. Manchmal spielt er auch ein flottes schwäbisches Kartenspiel. Wenn der Zug in der schönen schwäbischen

10 Dieser Essay basiert auf einem Vortrag bei den Bockenheimer Mundantagen 1980; bei der Diskussion im Anschluß daran sprach Arno Reinfank pointiert von der Gefahr des Rückfalls ins Duodez-Denken.

11 Vgl. den Wortlaut in: IDI-Information 12, Dezember 1979, S. 13.

12 Die Schweiz und Deutschland als Partner. In: Kulturpolitische Korrespondenz Nr. 395 vom 20.1.1980, S. 12-14.

Heidestadt hält, ist es meist schon taghell. Der schwäbische Pendler kauft sich am schwäbischen Zeitungsstand die vielseitige schwäbische Zeitung. In der überdachten schwäbischen Haltestelle und anschließend in der geräuscharmen schwäbischen Straßenbahn liest er die überaus aktuelle schwäbische Sportseite. Am Tor des großen schwäbischen Betriebs, den er mit sprichwörtlich schwäbischer Pünktlichkeit betritt, nickt er kurz dem dienstfertigen schwäbischen Portier zu, und sein Nicken ist ganz gewiß ein schwäbisches Nicken. Einmal im Betrieb, fährt er sofort die wie eine Uhr laufende schwäbische Drehbank an und produziert während der folgenden acht mit Arbeit ausgefüllten schwäbischen Arbeitsstunden eine beachtliche schwäbische Stückzahl. Unterbrochen wird sein typisch schwäbischer Arbeitseifer bloß durch die schwäbische Arbeitspause, die natürlich eine schwäbische halbe Stunde, d. h. dreißig Minuten, nicht überschreitet und während der die schwäbische Jause, bestehend aus handhohem schwäbischen Schinken und frischem schwäbischen Brot, eingenommen wird. Nach dem schwäbischen Arbeitsschluß zündet sich der schwäbische Pendler eine filterlose schwäbische Zigarette an und begibt sich mit der generalüberholten schwäbischen Straßenbahn schleunigst zum schwäbischen Bahnhof. Dort angekommen, eilt er noch rasch in den gutversorgten schwäbischen Lebensmittelladen und kauft, was der Schwabe so braucht: Zehn Kilogramm schwäbischen Zucker oder auch vier Kilogramm schwäbische Butter für die schwäbische Tiefkühltruhe. Danach begibt er sich zum schwäbischen Zug, setzt sich auf seinen schwäbischen Platz und spielt das schwäbische Kartenspiel. Ab und zu liest er bis zur Ankunft im ewigen schwäbischen Dorf auch einen spannenden schwäbischen Krimi. An einem milden schwäbischen Spätnachmittag betritt er sein trautes schwäbisches Heim, wo ihn seine treue schwäbische Gattin und sein aufgewecktes schwäbisches Kind bereits erwarten. Auf dem weißen schwäbischen Tischtuch steht das ausgiebige schwäbische Mahl. Nach dem Essen geht er sofort in den gepflegten schwäbischen Garten, wo er täglich bis abends spät nach dem Rechten sieht. Anschließend nimmt er ein kurzes, aber doch schwäbisches Nachtmahl zu sich und begibt sich in der geräumigen schwäbischen Stube zur wohlverdienten schwäbischen Ruhe, auf der ihn jeden Morgen um vier mit schwäbischer Regelmäßigkeit der Wecker reißt.«

Für die Schwaben mag hier entschuldigend eingefügt werden, daß sie gar nicht gemeint sind. Der Text stammt von Richard Wagner¹³, einem rumänischen Schriftsteller, der sich damit auf seine rumäniendeutschen, in einem weiteren Sinne >schwäbischen< Landsleute bezogen haben dürfte. Aber im Prinzip ist der Text für mehr als eine Region gültig. Schwäbisch - schwäbisch - schwäbisch...; das erhebt Ansprüche und sagt nichts, das gibt vor, große Schritte zu tun und tritt auf der Stelle. Ich verzichte darauf, die Parabel auf bestimmte selbstgefällige und ambitiöse Tendenzen der Dialektszene anzuwenden. Die karikierende Geschichte mag nur noch einmal deutlich machen, daß unser Leben in seinen vielfältigen Bezügen sich nicht auf den Generalnenner des Regionalen oder gar Lokalen aufrechnen läßt. Auf die Sprache bezogen: derjenige, der Mundart spricht (und zumal derjenige, der sich der Mundart in der Dichtung bedient), tut dies vor dem Hintergrund einer Vielfalt von soziokulturellen Prägungen und damit auch Heimatsprachen; die Bekenntnisse zur Mundart vermögen das faktische Übergewicht der Einheitsprache nicht zu beseitigen, und die Gefahr der manipulativen Ausbeutung des Dialekts ist immer gegeben.

Keine übersichtliche Landschaft also, sondern ein unübersichtliches Gelände voller Probleme und Fallstricke. Wenn es in der Mundartszene nach dem euphorischen (und ein wenig modischen) Aufschwung wieder etwas stiller geworden ist, so mag dies eine

13 Er ist der hervorragenden Literaturzeitschrift »Neue Literatur« (Zeitschrift des Schriftstellerverbandes der Sozialistischen Republik Rumänien) entnommen: 31. Jahrgang 1980, Heft 3, S. 10f.

Folge davon sein, daß diese Fallstricke inzwischen eher sichtbar oder doch bewußt geworden sind. Schon vor über zehn Jahren schrieb Gert F. Jonke in seinem »Geometrischen Heimatroman« einen höchst hintersinnigen Satz: »Man geht meistens viel eher mit der Zeit, indem man gegen die Zeit geht, in letzter Zeit ist es allerdings vielfach üblich geworden, gegen die Zeit zu gehen, so daß das Gegen-die-Zeit-Gehen zum Schluß ein Mit-der-Zeit-Gehen wieder geworden ist, deshalb gehen manche wieder mit der Zeit in des Wortes ursprünglicher Bedeutung, um so wiederum auf ihre ganz eigene Art und Weise gegen die Zeit zu gehen, eigentlich und vor allem, um dadurch wiederum viel eher mit der Zeit gehen zu können.« Dialektdichter: gehen sie mit der Zeit oder gegen die Zeit, mit der Zeit gegen die Zeit, oder gegen die Zeit mit der Zeit? So klar scheint das nicht zu sein, und - sie haben es nicht einmal selber in der Hand.

Die Dialektdichtung ist jedenfalls unvollkommen, ja falsch qualifiziert, wenn nur das Vegetative an ihr betont wird, das Herauf- und Herauswachsen aus der ungestörten nachbarlichen Kommunikation. Vielmehr gehört es auch zu ihrem Hintergrund, daß Heimatsprache nicht mehr eindeutig, nicht mehr gleichartig und nicht mehr ein für alle mal zu bestimmen ist. Was sich daraus für den Sinn und die Funktion von Dialektdichtung ergibt, mag abschließend angedeutet werden - nicht in schulmeisternden Paragraphen einer Poetik der Dialektdichtung, sondern lediglich in ein paar Beobachtungen:

- Für viele, für die meisten ist der Dialekt die eigentliche Lernsprache. Für sie hängt das Erlebnis der Erschließung von Welt, aber auch der schützenden Geborgenheit der frühen Kindheit, am Dialekt. Es mag sein, daß geformte Dialektdichtung tröstend etwas von dieser frühen Unmittelbarkeit vermittelt. Freilich, auch diese Regression, dieser Schritt in die Kindheit darf nicht einseitig idealisiert werden. Dialekt als Lernsprache, ja. Aber die Erziehung war oft und oft eine solche der Sprachlosigkeit und zur Sprachlosigkeit. Der Sarde Gavino Ledda hat dies vor kurzem in seinem Roman (und dem danach gedrehten Film) »Padre Patrone« - mit dem Untertitel: L'Educazione di un pastore - beispielhaft geschildert, an einer extremen Situation, die es dem mitteleuropäischen Leser und Zuschauer erlaubt, die Vorgänge ins Exotische abzuschleichen - aber zu Unrecht. Die Dialektdichtung zeigt vielfach etwas von der Sprachkargheit und den Sprachschwierigkeiten auch bei uns und bringt sie zur Sprache. Es ist auffallend, daß in der Mundartdichtung viel häufiger als in hochsprachlicher Dichtung vom Sprechen, vom Reden, von Sprache die Rede ist¹⁴.
- Eine zweite Anmerkung: Es gibt nicht nur eine karge, sondern auch eine durchaus gesprächige (in negativen Beispielen: geschwätzige) Dialektdichtung. Der simple Schwank, das heitere Gedicht, das alle möglichen belanglosen Situationen umkreist und daraus humoristisches Kapital schlägt - oft ist der Dialekt hier nur die Soße, in die mehr oder weniger schmackhafte Knusperbrocken getaucht werden. Aber selbst

14 Hier soll nur ein einziges Beispiel angeführt werden, das keinen der südwestdeutschen Dialektdichter bevorzugt oder benachteiligt - ein Gedicht des freiwillig aus dem Leben gegangenen Ossi Sölderer aus Linz mit dem Titel »des geht ned« (in: mid meine augn. Feldafing 1975, S. 9):

im wiatshaus huggn	a so ana paßt ned eini	do braucht da ned reedn
und nix reedn	dea wo nix reedt	won a ned reedn wü
des geht ned	dea seu daham	und don is a gonga
	sei bia tringn	oune a woat zreedn.

in dieser Dichtung (die schon wegen ihrer Popularität nicht zu unterschätzen ist) hat der Dialekt eine besondere Funktion: er nimmt den Dingen das falsche Pathos. Was gestelzt daherkommt, bewegt sich selten im Dialekt. Präziöses Getue, moralische Schönfärberei und auch politische Phrasen können vom Dialekt bloßgestellt und in die richtige Dimension gerückt werden. Froschperspektive? Vielleicht. Aber sie dient dazu, zu zeigen, wie peinlich es wirkt, wenn andere Frösche das Fliegen probieren.

- Ein drittes: Ist vom Provinziellen in einem negativen Sinn die Rede, so denkt man leicht an einen Abklatsch, an einen schalen Aufguß des längst belanglos Gewordenen. Das ist nicht falsch; aber es trifft nur die eine Seite. Der vorher zitierte Richard Wagner wies in einem Interview darauf hin, Provinzialität werde immer auch »durch einen falsch verstandenen Originalitätsbegriff manifest«¹⁵. Im Bestreben, Einmaliges, Unerhörtes zu sagen, zeigt sich oft gerade die Begrenztheit. Gute Dialektdichtung spielt deshalb vielfach mit Vorhandenem, sie tut nicht so, als gäbe es die Vorwürfe und Bedeutungshöfe der Einheitssprache nicht, sondern setzt sich auch damit auseinander. Zu Ludwig Soumagnes Gedichten bemerkte ein Interpret richtig, er erschließe darin »Bedeutungen zweiter Ordnung«¹⁶, indem er - wie auch andere Dialektdichter - die Bedeutung erster Ordnung sacht beiseite schiebt und zeigt, was hinter dem Sprachmaterial sonst noch steckt.
- Dies wirft, viertens, auch ein neues Licht auf das Problem der »Echtheit«, von dem im Umkreis der Mundartdichtung so viel die Rede ist. Echtheit hat zum Teil gewiß damit zu tun, daß einer in dem Material denkt, dessen er sich sprachlich bedient. Aber dieses Material sind auch für den Dialektdichter verschiedene Sprachen und Sprachstufen. »Hochdütsch raschlet wie ne Zyttig, Alemannisch ruuscht wie Bluet«, heißt es in einem älteren, häufig (und meistens mit Zustimmung!) zitierten Mundartgedicht von Hermann Burte. Aber ist die Bindung der Sprache ans Blut nicht sehr viel unechter als ihre papierene Erscheinungsform in der Zeitung? Gerade die qualifizierten Dialektdichter gebärden sich heute nicht mehr, als seien ihre Verse Eruptionen jahrhundertalter Blutströme; sie wissen, daß auch sie mit Papier umgehen. »Meine Versin san wias Leem«¹⁷ - das ist die eine Möglichkeit, realistisch-direkt und mitunter auch etwas plump. Andere halten Distanz und vermitteln eben dadurch, daß es auch eine Infrastruktur des Seelischen und der zwischenmenschlichen Beziehungen gibt.
- Schließlich, das Wichtigste vielleicht, aber schwer zu vermitteln: Pier Paolo Pasolini, italienischer Dichter (auch Dialektdichter!) und Filmemacher, hat in seinen kulturkritischen Aufsätzen immer wieder auf die Zeiten bäuerlicher Armut zurückgeblickt, die er würdigt als Zeiten eines erfüllteren Lebens, als »Zeitalter des Brots«, wie er mit Chilanti sagt¹⁸. Die Menschen waren Konsumenten notwendiger Güter, das

Leben war notwendig - dem stehen heute vielfach Überfluß und Beliebigkeit gegenüber. Objektiv läßt sich jenes »Zeitalter des Brots« durch bloße Willensakte nicht wiederherstellen. Subjektiv gibt es aber Möglichkeiten des Verzichts. In den besten Beispielen der Mundartdichtung lebt etwas von diesem Verzicht - sie bilden den Versuch der Rückkehr zu einem sinnvolleren Dasein, führen in eine Enge, die nicht bedrücken, sondern schützen und gesicherte Plätze zuweisen soll. Das ist, ob diese Gedichte nun den Gestus des Protests annehmen oder schlichte Skizzen von Befindlichkeiten entwerfen, auch eine politische Äußerungsform. In ihr gibt sich Mundart absolut. Sie steht für richtige, menschliche Verhältnisse. Sie ist Heimatsprache, und sie repräsentiert - andere - Heimatsprachen.

¹⁵ Vgl. *Neue Literatur* 30. Jahrgang 1979, Heft 2, S. 54.

¹⁶ Hans H. REICH: *Aus sprachlichem Rohstoff geformt. Zu den Texten Ludwig Soumagnes. In: Ludwig Soumagne - Dichter in Neuss. Schriftenreihe der VHS Neuss, Heft 1, Neuss 1978, S. 50-62; hier S. 57.*

¹⁷ *Aus einem Gedicht von Franz Ringeis, als Überschrift verwendet in einem Bericht über das Vorprogramm des Münchener VS-Kongresses im Februar 1980: Reutlinger General-Anzeiger vom 1. März 1980, S. 27.*

¹⁸ *Freibeuterschriften. Berlin 1979, S. 46 passim.*